

Schulpflegewahlen in Zürich vom 30. April 1916

Autor(en): **R. B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Vorkämpferin : verfiht die Interessen der arbeitenden Frauen**

Band (Jahr): **11 (1916)**

Heft 6

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-351113>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

bleibt sich ganz gleich. Ich bin Arbeiterin, ob ich Schweizerin, Russin, Polin, Italienerin, Oesterreicherin oder Französin bin. Sehen Sie, bei Heim, wo ich arbeite, kommt das so richtig zum Ausdruck. Zwei Chefs bemühen sich, deutsche Kultur nach Rußland zu bringen, der dritte ist vollständig neutral. Er drückt seinen Landsleuten die Akkordlöhne genau so herunter, wie die andern. Schuftet wir Tag und Nacht, damit wir notdürftig leben können, dann sagt er: Ah, das ist eine leichte Fassung, und setzt den Akkord herunter. Wehrt man sich dagegen, dann findet er etwas an der Ware auszusetzen, und der Abzug kommt doch. Warum keine Organisation? Ja, leider läßt die mörderische Arbeit bei unserer Blutarmut keine anderen Gedanken aufkommen, als den Wunsch, einmal genug schlafen und essen zu können." Ich fordere die Genossin auf, sich doch immerhin so viel Zeit zu nehmen, um unsere Versammlungen fleißiger als bisher zu besuchen.

Frau R. hat ihrem Mann einen Brief ins Feld geschrieben; nun schneidet sie als Beilage Artikel aus der Parteipresse. „Die haben es nötig, daß man ihnen etwas zu lesen schickt, die verblöden sonst noch ganz. Mein Mann soll mir, wenn er zurückkommt, nur sagen, ich verstehe nichts. Jetzt bin ich aufgeklärter wie er. Während einesurlaubes meines Mannes wohnten wir bei meinen Eltern in einer sehr frommen Gegend. Täglich bekam ich Händel. Ihr ewiges Beten und In-die-Kirche-Laufen war mir ein Grauel. Die Behauptung, die Engländer seien allein schuld am Krieg, konnte man alle Tage in der Zeitung lesen. Fragte ich dann: Ja, warum werden denn die unschuldigen Russen, Serben und Montenegriner vernichtet, mußte wieder der liebe Gott herhalten; er werde das unschuldig vergossene Blut schon rächen. An wem? Nun, natürlich an den Engländern. Sehen Sie, da konnte ich doch nicht still bleiben und bekam Händel.“

Mit lautem Jubel werde ich bei Frau D. empfangen. Mit den Kindern bin ich auf einem Ausfluge mit der sozialdemokratischen Sonntagsschule bekannt geworden! Das Zimmer dient als Wohnstube und Werkstätte. An einer der sonst kahlen Wände hängt das Arbeiterbild mit dem Spruch: Ihr habt die Macht in Händen, wenn ihr nur einig seid. Schau ich von dem Bild in die strahlenden Augen der Kinder, so drängt sich mir der Gedanke auf: Das gibt fröhliche Kämpfer für den Sozialismus. Schnell ist hier mit der muntern Schar eine halbe Stunde verplappert. Ich kann mich dem Zeugnis eines alten Genossen und Hauskassiers der Mitgliedschaft nur anschließen, der mir lektthin erklärte: Am liebsten mache ich dort Besuche, wo die Kinder in die sozialdemokratische Sonntagsschule gehen, da, wo sich schon die Kinder zu uns zählen, weht ein guter Geist. Ganz anders ist es dort, wo man sofort merkt: Hier ist der Tagesanzeiger das Leibblatt.

Der Hunger und die nassen Kleider treiben mich auf den Heimweg. Nach der zweiten Tasse Kaffee glaube ich stark genug zu sein, das finanzielle Ergebnis zu prüfen. Es will fast nicht gelingen. Bei jedem Posten wird Gehörtes und Gesehenes lebendig. Wenn ich auch viel Bemühendes sah, die Ueberzeugung habe ich auch heute wieder: Es geht doch vorwärts!
M. A.

Rapide Zunahme der Frauenarbeit.

In welcher rapidem Maße die Frauenarbeit infolge des Krieges in Deutschland zunimmt, geht aus folgender Meldung im Berliner „Vorwärts“ hervor:

„Eine Sitzung der Gewerkschaftsvorstände in Köln beschäftigte sich mit der gewerkschaftlichen Frauenorganisation. Gewerkschaftssekretär Haas führte in seinem Vortrage an, daß die Zahl der weiblichen Mitglieder in den Krankenkassen Kölns wie folgt gestiegen ist: Von 46,634 im Januar 1914 auf 60,194 im Jahre 1915 und auf 75,319 im Januar 1916. Das ist eine Zunahme von 28,685 oder 60,1 Prozent. Im einzelnen stiegen die Zahlen der weiblichen Versicherten in den Krankenkassen der Gemeindebetriebe von 411 auf 2956 gleich 619,2 Prozent, in den privaten Betriebskrankenkassen von 6155 auf 14,322 gleich 132,6 Prozent, in den Ortskrankenkassen von 36,830 auf 58,150 gleich 57,9 Prozent. Nur die Sünungskrankenkassen hatten eine Abnahme der weiblichen Mitglieder, und zwar um 10,1 Prozent.“

Die weiteren Ausführungen des Referenten zeigten aber auch die großen Gefahren dieser Zunahme der Frauenarbeit

für die gesamte Arbeiterschaft, namentlich in welcher Weise sie lohndrückend wirkt. So erklärte der Referent unter anderem:

Die Frauen und Mädchen wurden auch zu sehr verantwortungsvollen und körperlich sehr schweren Arbeiten herangezogen. So gab es Chauffeurinnen, Kranführerinnen, Straßenbahnführerinnen, Mottenarbeiterinnen, Erdarbeiterinnen, Lastträgerinnen usw. Arbeitsschichten bis zu 14 Stunden sind keine Seltenheit, in manchen Fällen kamen durchgehende Schichten von 30 bis 36 Stunden vor. In vielen Fällen zahlten die Unternehmer für diese Ueberarbeit keinen oder doch nur ungenügenden Zuschlag. In keinem Falle erhielten die Arbeiterinnen für gleiche Leistung ebenso viel Lohn wie die männlichen Arbeitskräfte. Reichs-, Amts- und Gemeindebetriebe gingen leider mit schlechtem Beispiel voran.

Schulpflegewahlen in Zürich vom 30. April 1916.

Die einzige Behörde von einiger Bedeutung, in die auch Frauen wählbar sind, ist die Schulpflege der Stadt Zürich. In der ersten Amtsperiode von 1913 bis 1916 waren in den Kreisschulpflegen 16 Frauen vertreten (fünf bürgerliche und elf Sozialdemokratinnen), davon war eine Sozialdemokratin in der Zentralschulpflege. Am 30. April wurde die städtische Schulbehörde für eine neue Amtsperiode gewählt bis 1919. Trotz dem Vehrmeister Krieg, trotz vermehrter Frauenarbeit, gewannen die Frauen nur einen Sitz, das heißt die bürgerlichen Frauen verloren sogar ein Mandat und die Genossinnen gewannen nur zwei. In der Zentralschulbehörde besetzen die Frauen vier Sitze. Eine bürgerliche Vertreterin neben zwölf Männern und drei Sozialdemokratinnen neben sieben Genossen (Gesamtzahl 23 Mitglieder, davon vier Frauen.)

Eine bürgerliche Frau schreibt in einem Artikel in der „Neuen Zürcher Zeitung“ unter anderem: „... daß auch hier einer bürgerlichen Vertreterin drei sozialistische gegenüberstehen, zeigt das größere Verständnis, das von sozialistischer Seite den Fraueninteressen entgegengebracht zu werden scheint.“

Siezu bemerken wir: Daß unsere Vertreter etwas mehr Interesse der Gleichberechtigung der Frau entgegenbringen wie die Bürgerlichen ist gewiß; trotzdem dürfen wir schon sagen, daß das Interesse immer noch ein sehr bescheidenes ist. Den kleinen Erfolg, den wir anlässlich dieser Wahlen errungen haben, verdanken wir in allererster Linie der organisierten Frau selbst. Durch die politische Mitarbeit in der Sozialdemokratischen Partei hat sich die Genossin Mitberatungs- und Mitbestimmungsrecht erworben. Die bürgerlichen Frauen beklagen sich, daß sie auf höfliche Witten und Anfragen an die Parteipräsidenten oft nicht mal einer Antwort gewürdigt worden sind und auf keinen Fall das wünschenswerte Entgegenkommen gefunden haben. (Hat die nationale Frauenspende nicht besser gewirkt? Zürich steht doch an der Spitze!) Hier liegt der Unterschied, die Sozialdemokratin begnügt sich nicht mit bescheidenen Anfragen an die Parteileitung, sondern sie geht hinein in die Versammlungen als vollberechtigtes Mitglied der Sozialdemokratischen Partei, stellt die Forderungen des weiblichen Proletariats auf, vertritt dieselben und kämpft um den Erfolg. Wenn auch ein Großteil der Genossen vorziehen, die Frau anderswo als in der Versammlung zu treffen, lassen wir uns nicht abschrecken, wir kommen eben doch, der Kampf stählt, im Kampf zeigt es sich, ob genügend Rüstzeug vorhanden ist oder wo Lücken auszufüllen. Wir wissen genau, daß wir uns jedes politische Recht selbst erobern müssen.

Soll die Rundgebung zum Beispiel der schweizerischen Geschäftsleitung das Frauen-Stimm- und Wahlrecht betreffend nicht rein platonischen Charakter tragen (trotzdem der

Schlussabschnitt lautet: „Wir erwarten von allen kantonalen soz. Geschäftsleitungen, daß sie die prinzipiell programmatische Forderung des Frauenstimmrechts und der Wählbarkeit in ihr praktisches Arbeitsprogramm aufnehmen und die nötigen Schritte einleiten, um die kantonalen Verfassungen und Gesetze in diesem Sinne zu revidieren“, müssen vor allem die Frauen überall tätig mitarbeiten. Immer wieder fordern, nicht bescheiden bitten, man bittet nicht um sein Recht! In unserem Arbeiterinnenverein müssen wir die politischen Tagesfragen besprechen, bewußte sozialdemokratische Politik treiben, den reinen Klassenstandpunkt wahren und dann hinaus mit den erworbenen Kenntnissen in die Parteiverfassungen, zu den Genossen, sie überzeugen von der Notwendigkeit der gemeinsamen Arbeit der Geschlechter zur Erreichung unserer hohen Ziele. Die bürgerlichen Parteien können sich den Luxus gestatten, auf die Mitarbeit der Frau zu verzichten, der Sozialdemokrat muß in erster Linie einsehen, daß er sich selbst erniedrigt, wenn er die Frau als Mitterwerberin des täglichen Brotes, als Gebärerin des kommenden Geschlechtes gelten läßt, aber immer als Wesen zweiter Ordnung und nicht als vollberechtigtes Glied der Gesamtheit. R. B.

„Der sozialistische Propagandist“.

Zur Einführung in die sozialistische Literatur, von M. Bronski. Herausgeber u. Verlag Sozialdemokratische Jugendorganisation, Zürich, Werdtstraße 40. Preis 25 Rp.

Nicht nur die Jugendlichen, nein auch die erwerbstätigen Frauen leiden nicht nur an physischer, sondern vor allem auch an geistiger Unterernährung. So bildungshungrig und wissensdurstig wie die noch im Wachsen und Werden Begriffenen, und so begeisterungsfähig und tatendurstig sind vielleicht nicht mehr alle; denn das Erwerbsleben, die Freudlosigkeit des Daseins, kurz ihr Schicksal nicht als Mensch, sondern als Ware behandelt zu werden, hat sie seelisch und geistig, nicht nur körperlich, zermürbt und abgestumpft. Alle jene aber, die mehr aus Instinkt und Intuition, nicht aus der Erkenntnis zur sozialdemokratischen Organisation, der Gewerkschaft und der politischen Partei getreten sind, stoßen auf allerlei Fragen, die aus ihrem eigenen Innern austauschen; auf Rätsel, die in Versammlungen durch Vorträge gestellt; auf Einwände, die von Andersdenkenden und noch Abseitsstehenden erhoben werden. Es genügt nicht, daß die Leitungen und die geschulten Mitglieder eine klare Auffassung der Dinge haben, diese muß Allgemein- gut, fester Besitzstand der organisierten Arbeiterklasse werden.

Die vorliegende Schrift Bronskis ist nun für alle jene Jugendlichen und gewiß für viele ältere Genossen und Genossinnen, die nicht glauben, ihre Pflicht als Sozialdemokrat erfüllt zu haben, wenn sie regelmäßig die Beiträge bezahlen, sondern, die sich selbst in die Gedanken- und Gefühlswelt des Sozialismus vertiefen, sich in der Sozialdemokratie vertraut und heimisch fühlen wollen, ein vortrefflicher Führer. Der Verfasser hilft so manchem und mancher Suchenden, die sich im Wirrwarr des auf sie einstürmenden Kampfes um sozialistische Bildung nicht zurecht finden würde, den geraden, das heißt den Weg der Entwicklung zu gehen. Methodisch klar, ohne Umschweife führt er uns zuerst auf den blumigen Ebenen der Belletristik (Erzählungen, Novellen, Gedichte, Romane) auf stets steigender Straße zu den utopischen Romanen; immer höher an den Felsen: den Grundsätzen des Kommunismus von Friedrich Engels, Kommunistschem Manifest von Marx und Engels; Lassalle: Das Arbeitsprogramm; Engels: Von der Utopie zur Wissenschaft; R. Kautsky: Historische Leistung von Karl Marx, vorbei zu den Höhen der sozialistischen Wissenschaft.

Viele Hindernisse heißt es überwinden und Atem schöpfen,

und Rückblicke und Ausblicke zeigt uns der Verfasser auch, wenn wir mit ihm schreiten, er macht uns auf die Gefahren aufmerksam. Ein Muster daraus sei hier gleich geboten:

Unsere Gegner.

Die Propaganda der sozialistischen Ideale muß mit sehr zähen Abneigungen kämpfen. Auch dann, wenn sie sich an die Arbeiter wendet. Das scheint vielen ganz unerklärlich, da doch die Arbeiter sich danach sehnen sollten, aus dem heutigen Elend herauszukommen.

Daß die bestehenden Schichten des Volkes den sozialistischen Argumenten schwer zugänglich sind, ist vollständig in der Ordnung. Denn die ganze Grundlage, auf der der Reichtum der bestehenden Klassen ruht, ist auf einer ungeheuren Ausbeutung aufgebaut. Zwar nicht in dem Sinne, daß jeder einzelne reiche Mann seinen Reichtum sozusagen persönlich „erbeutet“ hat, sondern daß die tatsächliche Entstehung und das Fortbestehen des Reichtums engstens mit dem Bestehen der Ausbeutung verknüpft ist. Wer seinen Reichtum nicht verzehren, sondern ihn erhalten und womöglich noch vergrößern will, der ist sozusagen gezwungen, die Ausbeutung anderer Menschen, auch wenn er dies nicht wollte, zu betreiben. Nun gibt es nicht allzu viele, die die Bequemlichkeiten des Lebens, die ihnen der Reichtum liefert, gern entbehren möchten. Sie sind darum auch bestrebt, sich allen Versuchen, die Ausbeutung abzuschaffen und eine gerechtere Ordnung einzuführen, zu widersetzen.

Freilich, sie haben dazu genug Mittel zur Verfügung. Entweder versuchen sie, sich der Gefahr der sozialistischen Umwälzung mit Gewalt zu entledigen, wie die Pariser Kommune 1871 von der herrschenden Klasse blutig waterdrückt wurde. Oder aber sie bemüht andere, weniger schreiende, aber desto erfolgreichere Mittel.

Die herrschenden Klassen bilden überall nur einen kleineren Teil des Volkes. Und je weiter sich die kapitalistische Ausbeutungswirtschaft entfaltet, ein desto größerer Teil des Volkes sinkt zum Proletariat, der großen Armee der Besitzlosen, mit unsicherem Einkommen lebenden Arbeiter hinab. Wenn nun ein größerer Teil des Volkes für diesen Umsturz- und Umwälzungsgedanken empfänglicher würde, desto näher rückte die Gefahr für die herrschende Klasse.

Was kann sie dagegen tun?

Sie muß die bezahlten Arbeiter davor schützen, von sozialistischen, umfüßlerischen, revolutionären Gedanken angesteckt zu werden. Sie unternimmt die Aufgabe, die Arbeitererschaft von der Ansteckungsgefahr durch Einimpfung anderer Gedanken abzuwenden. Sie sucht das Volk auf verschiedenen Wegen von der Gefährlichkeit, Schädlichkeit, Unnützlichkeits und Unmöglichkeit des Sozialismus zu überzeugen. Auf verschiedenen Wegen und durch verschiedene Mittel.

Die Kirche ist die wichtigste Kampforganisation der herrschenden Klassen. Es ist schon längst die Zeit vorbei, als die Kirche Beschützerin der Armen war. Sie hat längst ihre eigenen christlichen Grundsätze der Nächstenliebe verleugnet, denen sie in ihren Anfängen huldigte, sonst würde man sie in den Reihen der um Gerechtigkeit kämpfenden Arbeiter sehen. Statt dessen aber ist sie die Dienerin der herrschenden Klassen geworden, und dazu bestimmt, die im Elend lebenden Volksmassen mit ihrem Zustand zu versöhnen — und auf den Himmel zu verweisen.

Die Kirche predigt den hilflosen Massen die Unterwürfigkeit gegenüber den bestehenden Gesetzen, die doch auf der schreiendsten Ungerechtigkeit aufgebaut sind. Sie predigt den bezahlten und im Elend lebenden Menschen, ihr Los als Gottesstrafe anzunehmen, obwohl die Ursache des Elends nicht göttlichen Ursprungs ist, sondern in der Habgier der bestehenden Klassen liegt. Sie sucht die Befreiungsversuche der Arbeiter aus der Ausbeutungsklaverei als eine Auflehnung gegen die göttlichen Moralgesetze darzustellen — und droht jedem mit ewiger Verdammnis, der ihren Weisungen nicht zu folgen wagt.

Auf diese Weise spielt die heutige Kirche — welcher Religion sie auch sei — die Rolle eines Sklavenpeitschers, der die ängstlichen Gemüter durch Schreckmittel der ewigen Verdammnis und andere Gauklermanieren in das Joch der kapitalistischen Ausbeutung treibt und die Ungerechtigkeit unbarmherzig zu verewigen hilft.

Wie weit die Kirche aller Religionen Diener der kapitalistischen Blutsauger geworden ist, zeigt die Stellung der Kirche im jetzigen Weltkrieg. In allen Staaten ist der Pfaffe zum Kriegsbekämpfer geworden, und mit Gotteshilfe werden die „Feinde“, die an denselben Gott glauben, niedergemetzelt, den „höheren“ Interessen